

Alte Künste 1:

Von Nomaden und anderen Migranten - Wandern als Überlebensstrategie.

Zu allen Zeiten sind Menschen gewandert. Durch die Millionen Jahre der Evolution sicherte der aufrechte Gang das Überleben in einer feindlichen Umgebung. Der Antrieb kam von den Grundbedürfnissen, Nahrung, Kleidung, Wärme. Zu den ökonomischen Zwängen trat das Bedürfnis nach Sicherheit. Wanderungen waren in vielen Fällen Fluchtbewegungen – oder von der Gier getriebene Eroberungszüge. Immer waren auch Sehnsüchte mit im Spiel: Freiheitsdrang, Entdeckerfreude, die Suche nach Schönheit oder die pure Lust an der Bewegung. Welche Motive auch dominierten, unsere Vor-Gänger hatten erstaunliche Fähigkeiten und Fertigkeiten und haben sie bis zur Perfektion entwickelt. Ein paar Blicke zurück in die Geschichte nomadischer und halbnomadischer Lebensformen könnten eine neue Kunst des Wanderns durchaus befruchten.

Der Gletschermann

Er war einer von uns, ein Wanderer. Der älteste Mensch, den wir von Angesicht zu Angesicht kennen, ist kein einbalsamierter Pharao oder präkolumbianischer Sonnenpriester, sondern der ‚Gletschermann‘. Seinedürre, gedunkelte, tätowierte Mumie entdeckte ein Hausmeisterehepaar aus Nürnberg im Spätsommer 1991 während einer Bergtour in den Ötztaler Alpen. Er lag im Schmelzwasser eines Gletschers, in einer Felsmulde am Hauslabjoch, auf 3210 Meter Höhe, direkt am Alpenhauptkamm. Die Bergung des Leichnams wurde zum Event. Die Medien tauften ihn ‚Ötzi‘. Gelebt hat er vor über 5000 Jahren, um 3300 vor unserer Zeitrechnung, 170 Generationen vor uns, in einem Tal südlich des Alpenkamms. Seine Zeit war die Jungsteinzeit, die Zeit des großen Übergangs, als auch in Mitteleuropa die nomadisch lebenden Jäger und Sammlerinnen sesshaft wurden. Ötzi wanderte, als Babylon noch eine unbedeutende Siedlung war, und man am Nil erst begann, Hieroglyphen zu kritzeln.

Seit 1998 ist der Gletschermann bei konstanten minus sechs Grad Celsius in einer Kühlzelle im Museum in Bozen aufgebahrt und ausgestellt. Aus eingetrockneten, aber noch deutlich erkennbar blauen Augen, die tief in der runzlichen, stark nachgedunkelten Kopfhaut der

Mumie liegen, starrt er unverwandt zur Decke. Wer war er? Noch nie in der Geschichte der Gerichtsmedizin und der Archäologie ist eine Mumie so akribisch untersucht worden. Bis zum letzten Faden hat man die Habseligkeiten, die Ötzi auf seiner letzten Wanderung mit sich trug, analysiert. Das Rätsel bleibt. Aber aus den Puzzleteilen hat sich ein Bild mit erstaunlicher Tiefenschärfe zusammengesetzt.

Ein primitiver Mensch war der Gletschermann nicht. Er und die Angehörigen seiner Gemeinschaft beherrschten noch souverän beide Formen von Ökonomie, die nomadische, wildbeuterische, aneignende und die bäuerliche, produzierende, sesshafte. Seine letzte Mahlzeit bestand aus gemahlenem und über offenem Feuer geröstetem oder gebackenem Einkorn, einer Urform des Weizens, der ältesten in Mitteleuropa angebauten Kulturpflanze. Dazu gab es Gemüse und Dörrfleisch vom Steinbock. Am Körper trug er einen Gürtel aus Kalbsleder, sowie Lendenschurz, Leggings und einen warmen Umhang aus dem Fell einer Hausziege. Beide Tierarten hat man sehr früh domestiziert. Viele andere Materialien seiner Ausrüstung stammten von Wildtieren und Wildpflanzen. Seine Mütze war aus dem Fell des Braunbären geschneidert. Ebenso die Sohlen seiner Stiefel. Deren Oberteile bestanden aus Hirschfell. In ihrer ungewöhnlichen Größe und ovalen Form erinnern sie an Schneeschuhe. Mit Gras ausgestopfte Innengeflechte aus Lindenbast waren seine Socken. Ein weiter, gräserner Umhang schützte ihn vor Nässe und diente gleichzeitig als Isomatte. Dieser Grasmantel lag nämlich unter ihm ausgebreitet auf dem Gneis-Brocken, seiner Ruhestätte für fünf Jahrtausende, an der Stelle, wo er entkräftet und unterkühlt, von einem Wettersturz überrascht, niedersank.

Ötzis Zeit war die Epoche, als Buche und Tanne auf ihrer nacheiszeitlichen Wanderung von Südosten und Südwesten her Mitteleuropa gerade erst wieder erreichten. In den Tallagen stockte noch dichter, nur an wenigen Siedlungsplätzen gerodeter Laubmischwald, vorwiegend aus Eiche, Ulme und Linde. Auf mittlerer Höhe ging er in einen Nadelwald aus Bergfichten und Lärchen über. Jenseits der Waldgrenze begann Grasland und darüber das Reich der Felsen und Gletscher. In den Wäldern seiner Heimat müssen Ötzi und seine Leute sich hervorragend ausgekannt haben. Von den heimischen Hölzern hat er unfehlbar das jeweils für seinen Zweck optimal geeignete ausgewählt. Ein Stock aus Haselnuß, u-förmig gebogen, mit zwei Leisten aus Lärchenholz verbunden, bildete das Außengestell seines Fellrucksacks. Dieses Konstruktionsprinzip gilt bei Outdoor-Ausrüstern noch heute als beste Lösung für das Tragen schwerer Lasten. Aus Lindenbast war die Scheide seines Dolches, aus Weidengerten

Schnüre und Bänder verfertigt. Sein Bogen und der seines Kupferbeils bestanden aus Eibe, die Pfeilschäfte aus dem Holz des Wolligen Schneeballs, der Messergriff aus Esche. In einer Dose aus Birkenrinde, in Ahornblätter eingerollt, trug er Holzkohle aus Fichte und Felsbirne zum Feueranmachen. Zunderschwamm und Feuerstein lagen in einem ledernen Beutel griffbereit. Auch ein Stück Birkenporling, ein Pilz, den man in prähistorischen Zeiten als Antibiotikum und vielleicht auch zum Blut stillen verwendete, hatte er dabei. Vielleicht seine Reiseapotheke. Und er trug auf seiner letzten Wanderung ein Amulett.

Der Gletschermann war offenbar schnell aus dem Tal aufgestiegen. Die Pollen blühender Hopfenbuchen, die man in seinem Darmtrakt fand, verraten, dass er kurz hintereinander aus Gebirgsbächen verschiedener Höhenlagen getrunken hat. Warum die Eile? Erst spät entdeckten die Gerichtsmediziner: Der Gletschermann war angeschossen worden. Eine Pfeilspitze steckt in seiner linken Schulter. Jäger nennen das einen Blattschuß. An seiner Hand fand man eine Schnittwunde. Nach einer allerdings sehr umstrittenen Theorie hatte er Blut von vier verschiedenen Menschen an Kleidung und Waffen. Ötzi war offenbar auf der Flucht. Opfer? Täter? Jäger? Gejagter? Hat man ihn nach einem Kampf auf Leben und Tod bis hierhin verfolgt und niedergestreckt? Dann hätte man dem Toten wohl zumindest das wertvolle Kupferbeil abgenommen und ihn vermutlich auch verscharrt. Ötzi war faktisch wehrlos. Die Pfeile in seinem Köcher und der Bogen brauchten noch zwei, drei Arbeitsgänge. Erst dann wären sie einsatzbereit gewesen. Ist er einem Angriff auf sein Dorf als einziger Überlebender entkommen, mit letzter Kraft auf diese einsame Passhöhe gelangt, hier oben seinen Verletzungen, den Strapazen der Flucht und dem Wettersturz erlegen, erfroren und eingeschneit?

Der Mann aus dem Eis war Jäger und – vermutlich – Hirte. Die Existenzweise bestimmte seine Art, sich in seiner Landschaft zu bewegen. Die intime Kenntnis des Raumes hat vermutlich auch die Route seiner letzten Wanderung bestimmt. Sein Pfad über den Alpenkamm ist bis heute der Weg der ‚transumanza‘, die Route der Schäfer, die zu Beginn des Sommers ihre Herden aus dem Schnalstal und dem Vinschgau über die Paßhöhe auf die saftigen Almwiesen des Ötztales treiben. Hatte der Gletschermann in den Siedlungen des oberen Ötztales Angehörige oder Freunde, zu denen er sich flüchten wollte? Oder suchte er nach dem traumatischen Erlebnis eines Gemetzels im Tal die Einsamkeit und Sicherheit der Gipfelzonen? So wie Merlin, die mythische Figur, die uns rund 4000 Jahre später in dem Erzählgut der Völkerwanderungszeit entgegentritt. Der keltische Schamane und Barde,

Überlebender einer grausamen Stammesfehde, taucht, halbverrückt und angeekelt vom Blutvergießen, in den Wäldern Caledoniens, also des südlichen Schottlands, unter. In dieser Wildnis – „gastlich im Sommer und grausam im Winter“ - lebt er einsam, in Schafspelze eingemummt, fastend, auf einem Hirsch reitend, von seinem Observatorium aus die Bahnen der Sterne beobachtend, um dann wieder unter die Menschen zu gehen und am glanzvollen Hof von König Artus den ‚runden Tisch‘, die ritterliche Bruderschaft der Tafelrunde zu gründen.

„Nein, ich trauere keiner längst vergangenen Zeit nach“, schrieb Reinhold Messner, der die Mumie zwei Tage nach ihrer Entdeckung im Schmelzwasser liegen sah, „aber um zwei Werte beneide ich Ötzi: um sein Wissen jenseits des Wissens – von der Kraft der Morgensonne zum Beispiel, der Ausstrahlung der verschiedenen Plätze, der heilsamen Wirkung von Kräutern, Beeren und Wasser – sowie um die Freiheit des selbstverantwortlichen Halbnomadenlebens zwischen Wintersonnenwende und Gletschereis.“

Nomadische Lebensformen

Wir sind geborene Wanderer. Zwei Millionen Jahre lang zogen die Menschen als Nomaden durch die Welt. Gehen und Tragen waren die Grundkonstanten ihrer Existenz. Unsere Beweglichkeit machte uns so erfolgreich. Von den Anfängen bis vor 10.000 Jahren – also mehr als 99 Prozent der Zeit unserer Existenz auf der Erde - waren wir Jäger und Sammlerinnen. Die Schlüsselkompetenz jeder Wildbeuter-Kultur: Zum richtigen Zeitpunkt dort zu sein, wo die optimale Ausbeute an pflanzlicher und tierischer Nahrung zu erwarten ist.

Die täglichen Streifzüge zum Suchen und Pflücken essbarer und sonstwie nutzbarer Pflanzen sind die wesentliche Aktivität beim Sammeln. Die zurückgelegten Distanzen liegen in Reichweite von Lagerplatz und Lagerfeuer. Freilich sind die Aufenthalte an einem festen Ort nur kurz. Angepasst an die Vegetationszyklen, und um Flora und Fauna nicht zu übernutzen, wechselt man häufig die Standorte, sucht sie aber in periodischen Abständen wieder auf. Der Radius eines altsteinzeitlichen Neanderthaler-Stammes soll nicht viel mehr als 100 Kilometer betragen haben. Das Sammeln der Kräuter, Blätter, Blüten, Früchte und Pilze erfordert die Mobilisierung aller Sinne. Sammlerinnen brauchen ein exzellentes Orientierungsvermögen. Gefragt ist ein präzises ökologisches Wissen, also genaue Kenntnisse der Pflanzenhabitatem

und der jahreszeitlichen Rhythmen von Blüte, Wachstum und Reife. Erforderlich ist ferner eine ganz besondere Art, sich zu bewegen. Wer schon einmal Pilze gesammelt hat, kennt sie. Es ist ein ruhiges, achtsames Gehen mit langsamem, drehenden und kreisenden Suchbewegungen der Augen, des Kopfes, des gesamten Körpers. Der Geruchssinn spielt eine große Rolle. Sich tief bücken oder auf den Boden knien, um den Pilz zu pflücken oder abzuschneiden, sind häufige Bewegungen. Sammlerinnen brauchten Kraft und Ausdauer zum Transport schwerer Lasten. Sie trugen häufig Kleinkinder mit sich. (Vielleicht ist deswegen auch heute noch ein beinahe unfehlbares Mittel, um ein schreiendes Kind zu beruhigen: es in den Arm nehmen und herumtragen). Überwiegend war das Sammeln die Arbeit der Frauen. Sie sicherten den Nahrungsgrundstock. Etwa 60 bis 80 Prozent ihres Bedarfs haben steinzeitliche Gemeinschaften vermutlich so gedeckt. Der Rest wurde erjagt.

Jäger folgen den täglichen und den saisonalen Wanderwegen der Tiere. Wildlebende Tiere, von der Ameise bis zum Löwen, bewegen sich keineswegs in einem unwegsamen Gelände. Sie schaffen sich ihre ‚Wildwechsel‘, also regelmäßig benutzte Pfade, die oft über viele Tiergenerationen überliefert werden. Sie sind so angelegt, dass alle Ziele mit dem geringstmöglichen Aufwand an Energie und in größtmöglicher Sicherheit erreicht werden können. Nie verlaufen sie geradlinig. Stets mäandern sie über das Terrain. Höchst effizient überqueren sie Bergrücken, umgehen Feuchtgebiete, markieren Furte durch Wasserläufe, bieten den bestmöglichen Schutz vor Wind und Wetter. Das so entstehende Netzwerk aus vertrauten Wegen verbindet die Fixpunkte eines Habitats: Ruheplätze und Tränken, Äsungsstellen, Suhlen und Brunftplätze, Sommer- und Wintereinstände. Ist ein Territorium abgeweidet, wird es periodisch gewechselt. Dieses ‚nachhaltige‘ räumlich-zeitliche System, in dem Wildtiere leben, ist die Grundlage der Jagd.

Deren Essenz ist die ‚Pirsch‘. Das alte Wort bezeichnet die lautlose Annäherung des Jägers an das Wild, um es zu erlegen. Noch die modernen Lehrbücher der Jagdpraxis beschreiben die Pirsch als die „Krone der Jagd“. Erfolgreiches Pirschen erfordert eine genaue Kenntnis des Territoriums, der Lebensweise und der Wege der Wildtiere, ihrer Spuren, Zeichen und Laute. Ein Jäger verhält sich ruhig, um seine Umgebung aktiv werden zu lassen. Das erfordert eine besonders achtsame und leichtfüßige Art des Gehens. Der Pirschschritt ist eine extrem langsame, manchmal zeitlupenartige Bewegung. Das Auge des Jägers wandert voraus, sucht die Umgebung nach Spuren ab, erkundet den Boden für die nächsten Schritte. Die Füße folgen, wobei das Körperegewicht solange auf einem Fuß ruhen bleibt, bis der andere den

Boden berührt und abgetastet hat und fest aufsitzt. Immer wieder innehalten, Deckung suchen, den Wind prüfen - alles ist darauf ausgerichtet, sich bis in Schußnähe an das Beutetier anzuschleichen - und dann blitzschnell zu handeln. Wild wittert Menschen bei günstigem Wind auf hundert Meter. Von prähistorischen Jägern, deren Waffen selten weiter als zwanzig bis fünfzig Meter trugen, erforderte die Annäherung zweifellos eine hohe Kunst der Bewegung in freier Natur. Und – nicht zuletzt – eine intensive Kommunikation mit den Jagdgenossen.

Jäger und Sammlerinnen haben in der Geschichte gewaltige Wanderungen vollbracht. Vor 70.000 Jahren ist homo sapiens aus Ostafrika ausgewandert und hat sich, den Wanderwegen großer Tierherden folgend, über Eurasien ausgebreitet. Die Besiedlung des amerikanischen Kontinents erfolgte vermutlich durch Gruppen, die den großen Herden von Grasfressern aus Sibirien über die Landbrücke der Beringstraße folgten.

Die nomadische Lebensweise im engeren Sinne ist freilich erst ein Kind der neolithischen Revolution. Bruce Chatwin, der große Bewunderer nomadischer Existenzweisen, betont sehr stark den Unterschied zur Kultur der Jäger und Sammlerinnen: „Einen wandernden Jäger als ‚Nomaden‘ zu bezeichnen heißt, die Bedeutung des Wortes misszuverstehen. Das Jagen ist eine Methode, Tiere zu töten, das Wandern des Nomaden eine Technik, sie am Leben zu erhalten.“ Diese Art von Nomadentum setzt die Domestikation von Wildtieren voraus, entwickelt sich also erst mit Ackerbau und Seßhaftigkeit. Das Wort ‚Nomade‘ leitet sich von dem griechischen ‚nomos‘ – Weide ab. Die nomadische Ökonomie ist angepasst an karge Räume wie Steppe, Tundra und Wüste, die eine Tierpopulation nur ernähren könnten, wenn diese sich ständig von Ort zu Ort bewegt. Der Nomade übernimmt die Aufgabe des Leittiers, eine alljährliche Route entsprechend dem Nahrungsangebot der Natur festzulegen. „Eine Nomadenmigration ist eine Art beaufsichtigter Reise von Tieren durch eine überschaubare Folge von Weideflächen.“ (Chatwin). Antrieb zur Mobilität ist der Zwang, das Territorium zu wechseln, bevor es überweidet ist. Das letzte Maß des Handelns ist also nicht der eigene Hunger, sondern die Regenerationsfähigkeit der Ökosysteme. Insofern ist es eine im wahrsten Sinne ‚nachhaltige‘ Ökonomie. Ähnlich wie die Lebensweise der Jäger und Sammlerinnen basiert sie auf der Fähigkeit zum Einteilen, zum Verzicht auf die schnelle, restlose Ausbeutung von Ressourcen, zum Teilen innerhalb der Gruppe, zum Tauschen und Schenken im Kontakt mit Fremden. Und nicht zuletzt – wie Chatwin so leidenschaftlich betont - auf der Liebe zur Freiheit.

Die ‚Walz‘ – eine Bildungsreise

Selbst die relativ statischen und seßhaften Gesellschaften des europäischen Mittelalters waren auf Wanderungsbewegungen einzelner Gruppen angewiesen. Ohne deren ‚Schritte‘ kein Fortschritt, kein Austausch. Ohne Bewegung: Stillstand. Das Wort ‚wandern‘ bezeichnete jahrhundertelang fast ausschließlich die ‚Gesellenwanderung‘. Diese ist so alt wie das Handwerk selbst. Verbreitet war sie vor allem in den mitteleuropäischen Ländern (,Walz‘) und in Frankreich (,compagnonnage‘). Norddeutsche Zunftsatzungen aus dem 14. Jahrhundert, dem Herbst des Mittelalters, erwähnen, dass die Wanderung der Gesellen üblich sei. Wenig später wurde sie in zahlreichen Berufen obligatorisch. Das Stadtrecht von Augsburg beispielsweise schrieb vor: „Es soll...keiner zum Meister angenommen werden mögen, er habe denn seine ordentliche Wanderszeit, nämlich vier Jahre nach der Lehrzeit ausgestanden.“ Um 1800, also in der Zeit der Romantik, und besonders nach dem Ende der napoleonischen Kriege, nimmt die Zahl der wandernden Gesellen auf den Straßen Mitteleuropas ein zuvor nie gekanntes Ausmaß an. Für Wien, eine der großen Drehscheiben, besagen aus der Zeit des Vormärz Schätzungen, dass jährlich 140.000 Gesellen in die Stadt kommen. Die meisten halten sich nur wenige Tage oder Wochen auf, manche werden seßhaft und bleiben für immer. Mit Beginn der Industrialisierung nimmt die Bedeutung der Gesellenwanderung ab. Der Übergang zur freien Marktwirtschaft beseitigt in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts Zunftwesen und Wanderzwang. Der Erste Weltkrieg bringt den alten Brauch weitgehend zum Erliegen. Vereinzelt sieht man sie heute noch über die Straßen ziehen: Junge Zimmerleute mit Schlapphut, schwarzer Cordhose und Ranzen.

Die ‚Walz‘ war im Wesentlichen eine mehrjährige reglementierte Bildungsreise. Sie lag zwischen Abschluß der Ausbildung und Existenzgründung. Der Geselle, 17 oder 18 Jahre alt, besorgt sich Reisepaß und Wanderbuch für den Arbeitsnachweis. Mancher wählt sich ein ‚Symbolum‘, einen Wahlspruch für die Reise. Die Eltern geben ihren förmlichen Segen, ein paar Verhaltensmaßregeln und einen ‚Reisepfennig‘ für die ersten Tage mit auf den Weg. Dann beginnt das große Abenteuer, das Glück der ersten Freiheit: „Sowie Henrich Stilling den Berg hinunter ins Tal ging und sein Vaterland aus dem Gesicht verlor, so wurde auch sein Herz leichter“, schrieb über den Aufbruch zu seinen Wanderjahren um 1760 der Siegerländer Schneidergeselle, späterer Augenarzt, Schriftsteller, Professor der Kameralistik und Goethe-

Freund Johann Heinrich Jung-Stilling, „Er fühlte nun, wie alle Verbindungen und alle Beziehungen, in welchen er bis dahin so ängstlich geseufzt hatte, aufhörten, und deswegen atmete er freie Luft und war völlig vergnügt. Das Wetter war unvergleichlich schön; des Mittags trank er in einem Wirtshaus, das einsam am Wege stand ein Glas Bier, aß ein Butterbrot dazu und wanderte darauf wieder seine Straße...“

Die Ausrüstung der Wandergesellen ist schlicht: Stiefel, ein billiger Anzug, Hut, Knotenstock, Wäsche zum Wechseln, die Papiere und ein paar weitere Habseligkeiten, verstaut im ‚Reisesack‘, im ‚Ränzel‘ oder im ‚Berliner‘, einem Schnürbeutel aus schwarzem Wachstuch mit Tragegurten. Zweck der Walz: In fremden Werkstätten so viel wie möglich ‚aufschnappen‘, also dazulernen, seine Fähigkeiten bei anderen Meistern unter Beweis stellen, sich in der Fremde bewähren, Menschenkenntnis gewinnen, sein Selbstvertrauen stärken - und schlicht und einfach: Spaß haben. Die Möglichkeit, berühmte Städte und malerische Landschaften kennenzulernen, erhöht den Reiz. Vor allem aber geht es um die Aneignung von neuen Techniken, handwerklichem und kaufmännischem Können, um Exzellenz auf seinem Gebiet - alles wichtige Voraussetzungen für die angestrebte Selbständigkeit. Die Wanderung führt von Ort zu Ort, von Werkstatt zu Werkstatt. Besonders attraktiv sind Städte mit großer handwerklicher Tradition, die süddeutschen Reichsstädte Frankfurt, Nürnberg und Augsburg, die Residenzstädte und Hansestädte. Wer kann, geht auch in die Ferne. Venedig und die oberitalienischen Städte, Paris, London sind verlockende Ziele. Manchen verschlägt es bis in die Türkei und nach Palästina. Nach Möglichkeit sucht man sich vor Ort den Meister mit dem besten fachlichen Ruf oder einen Betrieb, der für innovative Produkte überregional bekannt ist. Werkstatt und Haushalt, also die Familie des Meisters, Gesellen und Lehrlinge bilden eine ökonomische Einheit. Der Meister hat die Befehlsgewalt, aber auch eine Fürsorgepflicht. Die Meisterin sorgt für Unterkunft und Verpflegung. Man wohnt unter einem Dach und isst an einem Tisch. Der Lohn jedoch ist gering. Gesellen sind billige, flexibel einsetzbare qualifizierte Arbeitskräfte. Demütigungen sind nicht selten, Konflikte manchmal gewalttätig. Besonders brutale oder geizige Meister werden ‚verrufen‘, also boykottiert. Das Gefühl der Autonomie macht stark. Man weiß: Nach wenigen Wochen oder Monaten zieht man mit ein paar Taglöhnen Ersparnis weiter, wechselt Werkstatt und Umgebung.

„Herr Meister und Frau Meisterin, / Laßt mich in Frieden weiterziehen / Und wandern...“, dichtete Wilhelm Müller in seinem bekannten Lied über des Müllers Lust am Wandern. Es bildet den Auftakt zu dem von Schubert vertonten Zyklus über die ‚Schöne Müllerin‘. Er

erzählt von der himmelhoch jauchzende und zu Tode betrübte Liebe eines wandernden Gesellen zur Tochter des Hauses. „Schlaf aus deine Freude, schlaf aus dein Leid. / Der Vollmond steigt, / Der Nebel weicht, / Und der Himmel da oben wie ist er so weit!“ Der Mühlbach, in dem sich der Geselle am Schluß ertränkt, singt ihm ein Wiegenlied. Mit dem Handwerkermilieu war der 1794 geborene Spätromantiker von Kindesbeinen an vertraut. Sein Vater betrieb in der anhaltinischen Residenzstadt Dessau eine Schuhmacherwerkstatt.

Wandergesellen legen an manchen Tagen 30 oder 40 Kilometer zurück. Übernachtet wird in billigen Gasthäusern, notfalls in großstädtischen Nachtasylen. Mit der Zeit gewöhnt man sich daran, auch draußen zu schlafen, unter der Brücke, beim Bauern im Heu. Bevorzugt werden freilich Herbergen, die von den örtlichen Zünften, Handwerksinnungen oder Vereinen betrieben werden. Sie fungieren gleichzeitig als Arbeitsbörsen. Manche kirchliche oder gewerkschaftliche Vereine zahlen ein kleines Reisegeld aus. Kein Geselle soll hungrig oder betteln müssen. Die Landstraße war ein Ort der – beglückenden, belustigenden, beunruhigenden, beängstigenden – Begegnungen. Auf der ‚Walz‘ (das Wort stammt aus dem Rotwelsch, der Gaunersprache) war das bunte Volk der bäuerlichen Wanderarbeiter und Schnitter, Hausierer und Zigeuner, Gaukler und Musikanten. Dazu die Heerscharen der Heimatlosen und Entwurzelten: Landstreicher, Prostituierte, Deserteure und entlassene Soldaten, Bettler. Die Wanderwege der Gesellen deckten sich mit den Routen der Kaufleute und Fuhrleute, der Studenten, die ihre Universität wechselten, der jungen Adligen, die ihre Bildungsreise zu den Zentren der Wissenschaften und der höfischen Kultur absolvierten, der Angehörige der Oberschichten, die zu Pferd und mit der Kutsche unterwegs waren, oft bedroht von Räuberbanden, welche die Landstraßen unsicher machten. Die Rückkehr zur Sesshaftigkeit fällt oft schwer. Viele Gesellen vollziehen den radikalen Bruch und schließen sich der großen Migration nach Übersee an. Für die, die bleiben, beginnt die Phase der Existenzgründung: Aufbau einer eigenen Werkstatt, Brautschau, Gründung einer Familie. Im Rückblick erscheint die Erinnerung an die Wanderjahre nicht selten als das größte Ereignis des eigenen Lebens. Was bleibt, ist die Sehnsucht. Wie kein anderer Dichter hat Eichendorff dieser Stimmung Ausdruck verliehen. Am schönsten in dem gleichnamigen Gedicht, in dem das lyrische Ich in „prächtiger Sommernacht“ einsam am Fenster stehend zwei Gesellen auf ihrem Weg nach Süden vorbeigehen sieht: „Ich hörte im Wandern sie singen / Die stille Gegend entlang:/ Von schwindelnden Felsenschlügen, / Wo die Wälder rauschen so sacht...“ „...und von mediterranen „Marmorbildern“ und „Palästen im Mondenschein, / Wo die

Mädchen am Fenster lauschen, / Wann der Lauten Klang erwacht / Und die Brunnen verschlafen rauschen / In der prächtigen Sommernacht.“

Von den Neo-Nomaden

In der Mitte des 19. Jahrhunderts, kurz nachdem Eichendorffs Gedicht entstand, begann die größte Revolution in der Geschichte der menschlichen Mobilität: Das Abschaffung des Zwangs zum Gehen, der unaufhaltsame Aufstieg des Fahrens, also der Fortbewegung in motorisierten Fahrzeugen. Die Revolution begann mit dem Siegeszug von Eisenbahn und Automobil. Sie hat sich im 20. Jahrhundert nicht zuletzt im Gefolge der militärischen Mobilisierungen enorm beschleunigt. Zunächst in den westlichen Industrieländern änderte sie radikal die Lebensweise der Menschen und das Gesicht der Städte und Landschaften. Es entstand das motorisierte Nomadentum der Pendler, Transitreisenden und Touristen. Mit einer ungeheuren Dynamik erfasst es heute die Schwellenländer, die in einer ‚nachholenden Entwicklung‘ das westliche Modell übernehmen.

Vieles deutet jedoch darauf hin, dass ein erneuter Wendepunkt nahe oder sogar schon überschritten ist. Denn unsere High-Tech-Mobilität hängt wie die gesamte Ökonomie am Tropf der Versorgung mit billigem Öl. Die Ressourcen aber sind begrenzt. Energieexperten sprechen vom ‚global oil-production peak‘. Definiert ist dieser Punkt als das Maximum der weltweiten Ölförderung in einem gegebenen Jahr. Er kommt unweigerlich, wenn etwa die Hälfte der förderbaren Erdölvorräte des Planeten aufgebraucht ist. Ist dieser Höhepunkt überschritten, geht es bergab. Dann läuft der Countdown zum Versiegen der Erdölquellen. Viele Experten vermuten, dass 2005 das Jahr von ‚peak-oil‘ gewesen sein könnte. Von nun an werde Öl von Jahr zu Jahr knapper, teurer und härter umkämpft. Ein ähnlich billiger und flexibel einsetzbarer Treibstoff ist nirgendwo in Sicht. Die Hoffnung, die Gegenwart verlängern, den bisherigen Lebensstil ungehemmt fortsetzen zu können, wird sich als Illusion erweisen. Worst-case-Szenarien sehen den Zusammenbruch der alten Strukturen und eine neue Barbarei auf uns zu kommen. Um sie noch abzuwenden, werden sehr bald ‚nachhaltige‘ zivilisatorische Entwürfe zum Tragen kommen müssen. Auch das ‚solare Zeitalter‘, die einzige hoffnungsvolle Alternative ist mit radikalen Eingriffen in das Wesen der Industriegesellschaft, mit tiefen Einschnitten in das gewohnte Maß an Komfort verbunden.

Die fetten Jahre sind vorbei. Oder wie die Dichterin Ingeborg Bachmann schrieb: „Es kommen härtere Tage. / Die auf Widerruf gestundete Zeit wird sichtbar am Horizont.“

Läßt sich trotz alledem an der Idee des ‚guten Lebens‘ für alle festhalten? In den Ideenschmieden der Nachhaltigkeit erforscht man die Konturen einer ‚nachhaltigen Mobilität‘. Hier geht es nicht nur um die Entwicklung verbrauchsarmer Fahrzeuge und regenerativ erzeugter Treibstoffe. Man untersucht vielmehr die Bedürfnisse, die Mobilität auslösen. Von dort aus sucht man nach Wegen, hohe Mobilität mit weniger Verkehrsaufwand zu erreichen. Dazu gehört die intelligente Vernetzung der gesamten Verkehrsinfrastruktur und die Einbeziehung der Potentiale von Handy, Laptop und Telebanking. Dazu dienen Konzepte zur Aufwertung der Nahräume und Regionen, Konzepte zu einer verkehrsvermeidenden ‚Renaissance der Nähe‘ in der Stadt- und Raumplanung. In den neuen Leitbildern erhält die ‚Mobilität aus eigener Körperfunktion‘ eine neue Bedeutung. Zu Fuß gehen und Radfahren, flexibel kombiniert mit anderen Verkehrsträgern und mobiler Kommunikation, wird Element von hoher Mobilität, die Bewegungsdrang, positive Selbstdarstellung und Wohlbefinden mit einschließt. Mobil sein ist kult. Beweglich sein, nicht an einen Standort gebunden sein, ist eine Konstante postmoderner Lebensstile. Den Zusammenhang von Mobilität, Freiheit und Kreativität neu zu entdecken, ohne in die Fänge einer zerstörerischen, nicht lebbaren Dynamik zu geraten, wird zur großen Herausforderung.

Auf bestimmte Trends in den Jugendkulturen fällt, so gesehen, ein neues Licht: Laptop und Kopfhörer im Rucksack, Goretex-Jacke mit Handy-Tasche, Mountainbike mit Anhänger sind möglicherweise mehr als Spielzeuge, nämlich Vorboten neuer ‚nomadischer‘ Lebensstile. Bei Handys, Laptops, MP3 Playern etc. spricht man schon von ‚objets nomades‘. Ein Angebot der australischen Regierung an Studenten aus aller Welt nennt sich ‚work & travel‘. Es geht um mehrmonatige Reisen durch das Land, die man durch Jobs finanziert. Vielleicht bahnen sich hier ebenso wie im zunehmenden Praktikums-Nomadismus neue Formen der ‚Walz‘ an, also Wege, Existenzgründungen vorzubereiten.

Der Philosoph Vilém Flusser sah zu Beginn der 1990er Jahre Anzeichen, „dass wir dabei sind, die zehntausend Jahre des seßhaften Neolithikums hinter uns zu lassen.“ Er, der Prager Jude, hatte durch die Flucht vor den Nazis sein nacktes Leben gerettet, war nach Brasilien emigriert, kannte die Angst und die Einsamkeit des Emigranten, aber auch den „seltsamen Taumel der Befreiung und des Freiseins“ und das Gefühl, frei zu sein „mir meine Nächsten zu

wählen“. Aus dieser Erfahrung heraus formulierte er in seiner 1992 postum erschienenen Autobiographie die Überzeugung: „Wir, die ungezählten Millionen von Migranten (seien wir Fremdarbeiter, Vertriebene, Flüchtlinge oder von Seminar zu Seminar pendelnde Intellektuelle), erkennen uns dann nicht als Außenseiter, sondern als Vorposten der Zukunft.“ Gerade die mobilen, kreativen, der Zukunft zugewandten jungen Menschen überall auf der Welt würden im Nomaden ihr Ebenbild entdecken. Die ‚nomadischen‘ Fähigkeiten: sich aus eigener Kraft bewegen, sich selbstständig orientieren, mit wenig auskommen, die Ressourcen nachhaltig nutzen, sie mit anderen teilen, auf Fremde zugehen können – könnten im 21. Jahrhundert wieder zu Schlüsselkompetenzen werden. Das Wandern wäre ein Weg, sie einzuüben.